

**LISA MAILE:**

**Tiny House Movement.** Alternative Wohn- und Lebensformen als Ausdruck einer Postwachstumsstrategie (Münchner ethnographische Schriften, 32). Utzverlag, München 2020, 125 S., 5 Abb. ISBN 978-3-8316-4862-7, 29,00 €

Was bewegt Menschen dazu, sich dem allgemeinen Trend einer stetig steigenden Pro-Kopf-Wohnfläche bewusst zu verweigern und freiwillig auf engstem Raum zu wohnen, und das nicht nur kurzzeitig während eines Campingurlaubs, etwa in einem Wohnwagen oder Wohnmobil, sondern zumindest mittelfristig? Lisa Maile geht in ihrer am Münchner Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie entstandenen Masterarbeit vor allem dieser Frage nach, indem sie sich mit der sogenannten Tiny-House-Bewegung befasst. Tiny Houses sind mehrheitlich

fahrbare, mitunter aber auch ortsfeste, für eine dauerhafte Wohnnutzung eingerichtete Kleinsthäuser – jedoch offenbar ohne eine definitorische Maximalgröße. Maile verweist lediglich auf die für fahrbare Exemplare in Deutschland laut „Fahrzeug-Zulassungsverordnung“ geltende Maximalhöhe von vier Metern und Maximalbreite von 2,55 Metern (S. 21). Wikipedia nennt hingegen Wohnflächen von zumeist 15 bis 45 Quadratmetern.

Da es sich bei der „Tiny House Movement“ um ein recht junges Phänomen handelt, das erst seit den 2000er Jahren aus den USA kommend auch in Deutschland immer mehr Anhänger:innen findet, konnte Maile in ihrer Darstellung des Forschungsstandes kaum auf vorhandene deutschsprachige Forschungsliteratur zurückgreifen. Stattdessen sucht sie – nach einer inhaltlichen und begrifflichen Einkreisung ihres Forschungsgegenstands auf Grundlage englischsprachiger Beiträge sowie von Selbstzeugnissen aus der Tiny-House-Szene (S. 18–26) – in einer „Historischen Einordnung“ (S. 27–37) Vorläufer. Diese findet sie in der gerade auch das Wohnen betreffenden Lebensreformbewegung der vorletzten Jahrhundertwende, der Hippiebewegung der 1960er Jahre sowie in der Camping- und Wohnwagenkultur, von der in Deutschland als Massenphänomen erst seit den 1960er Jahren gesprochen werden kann. Doch im Unterschied zu ersterer ist die Tiny-House-Bewegung keineswegs technikfeindlich eingestellt, auch stellt sie – anders als die Hippiebewegung – keine bürgerliches Leistungsdenken grundsätzlich in Frage stellende Gegenbewegung dar, und schließlich geht ihr als oftmals urbane Erscheinung die dem (Dauer-)Campen innewohnende Naturnähe und -verbundenheit ab. Allen gemeinsam ist dagegen ihr mittelschichtlicher sozialer Hintergrund. Dem Rezensenten fehlt in dieser an sich sehr erhellenden historischen Rückschau allerdings ein Hinweis auf die vor allem auf Materialeinsparung, Normierung und Typisierung gerichteten Bemühungen um „Kleinstwohnungen“ der 1920er Jahre.

Anschließend diskutiert die Autorin, inwiefern es sich beim Tiny-House-Wohnen um eine gegen das konventionelle Wohnen und dessen ökologische (Ressourcenverbrauch, Umweltzerstörung) sowie städtebaulich-soziale Fehlentwicklungen (soziale Segregation, Gentrifizierung) gerichtete „alternative Protestform“ (S. 41) handelt. Dabei macht sie mit Bezug auf Klaus Schönberger und Ove Sutter in der Tiny-House-Bewegung eine „Kommunikationsguerilla“ (S. 42) aus, die darauf ausgerichtet ist, die Mehrheitsgesellschaft in ihren schädlichen Wohnmustern zu verunsichern und für ans Tiny-House-Wohnen angelehnte Alternativen zu interessieren. Diese Alternativen orientieren sich – wie Maile weiterhin ausführt – an Ideen einer dem Nachhaltigkeitsgedanken und Konsumverzicht („Downsizing“, „Degrowth“-Bewegung, „Minimalismus“) verpflichteten Postwachstumsökonomie (S. 44–47). Zugleich richtet sich die „Tiny-House-Movement“ gegen die Verteuerung von Wohnraum und die dadurch erzeugte zunehmende Verdrängung inzwischen auch mittelschichtlicher Bevölkerungsteile aus den Städten („Recht auf Stadt“, S. 47–52). Beim Abklopfen kulturwissenschaftlicher Ansätze zur Erforschung der Tiny-House-Bewegung nimmt Maile sowohl die ethnologische Raumforschung und Architektursoziologie als auch die u. a. in der Kulturanthropologie betriebene Sach- und Materielle-Kultur-Forschung in den

Blick, die Architektur als „Medium des Sozialen“ (Delitz 2010) auffassen. Doch obwohl die Autorin in Anlehnung an Hans Peter Hahn auf den großen Stellenwert des Handelns beim Umgang mit Wohndingen und -materialitäten hinweist, hebt sie fast ausschließlich auf die hinter dem Wohnen stehenden Bedeutsamkeiten (Baudrillard, Korff, nicht mehr K.-S. Kramer) ab, ohne praxeologische Interpretationsansätze näher zu verfolgen. Und während sie das Tiny-House-Wohnen zu Recht anhand von Lebensstilkonzepten und Statustheorien (Simmel, Veblen, Bourdieu) als Medium zur sozialen Abgrenzung und Schaffung symbolischen Kapitals durch demonstrativen Nicht-Konsum beschreibt (S. 55–60), bezieht sie sich nicht auf die volkskundliche Wohnforschung, weshalb der tatsächlich gelebte minimalistische Wohnalltag im folgenden empirischen Teil sehr blass bleibt.

Letzterer gründet auf fünf leitfadengestützten narrativ-biografischen Interviews mit sechs Personen, die jeweils kurz mit ihrer Tiny-House-Geschichte vorgestellt werden und allesamt als Tiny-House-Aktivist:innen charakterisiert werden können. Die zwischen 30 und 60 Minuten langen, teilweise per Telefon und Skype geführten Interviews wurden gemäß der „Grounded Theory“ mit Hilfe der Analyse-Software MAXQDA in drei Kodierungsverfahren ausgewertet. Zusätzlich nahm Maile an einem öffentlichen Vortrag einer Interviewpartnerin sowie einem „Free Tiny House Seminar“ teil, was die Autorin als Teilnehmende Beobachtung versteht. Im Ergebnis leitet Maile drei Kategorien aus ihrem Quellenmaterial ab. Zunächst weisen ihre Gewährsleute die Tiny-House-Movement als ein Mittelschichtphänomen aus, indem sie sich selbst als bürgerlich-mittelschichtlich sozialisiert beschreiben und daher über die intellektuellen wie materiellen Ressourcen für ein Tiny-House-Wohnen verfügen (S. 75–89). Sie lassen sich der „creative class“ (Architekt:innen, Designer:innen u. ä.) zuordnen und streben nach Eigentum und Selbstverwirklichung. Nicht alle Befragten leben ausschließlich minimalistisch, manche tun dies nur „hybrid“ und wohnen parallel in einer „gewöhnlichen“ Wohnung oder streben kein dauerhaftes Tiny-House-Wohnen an, insbesondere wenn Kinder mitwohnen sollen. Als „digitale Bohème“ schätzen sie aber – zumindest für ihren gegenwärtigen Lebensabschnitt – die Mobilität und Flexibilität des Tiny-Houses sowie die Möglichkeit zu Austausch und Vergemeinschaftung mit Gleichgesinnten, etwa in „Tiny-House-Villages“, temporären Ansiedlungen mehrerer Kleinsthäuser nebeneinander.

Die zweite Kategorie beschreibt die Tiny-House-Bewegung als „Form eines politischen Aktivismus“ (S. 89–98). Juristisch bewegt sich diese Wohnform nämlich im Graubereich, da Tiny-Houses i. d. R. nicht baugenehmigungsfähig und rechtlich keine Wohnung sind, so dass ihre Bewohner:innen eine gewisse Widerständigkeit leben. Gerade diese sensibilisiert die Öffentlichkeit aber für Fragen der städtischen Wohnproblematik, indem z. B. Brachflächen oder Parkplätze temporär besetzt werden und ein ressourcenschonender, kostengünstiger alternativer Wohnstil nicht nur vorgelebt, sondern auch z. B. über die sozialen Medien propagiert wird. Hieran anschließend erscheint die Tiny-House-Movement in der dritten Kategorie als „sozial-ökologische Bewegung“ (S. 98–104), da das minimalistische Wohnen für die Befragten Teil eines nachhaltigen, konsumreduzierten Lebensstils im Rahmen der „Degrowth-

Bewegung“ ist. Das Wohnen auf engstem Raum zwingt zur materiellen Selbstbeschränkung, wobei diese oft als Befreiung und Konzentration auf das Wesentliche aufgefasst wird. Bemerkenswerterweise sehen die Befragten Tiny Houses nicht als die alleinige gesellschaftlich-nachhaltige Wohnlösung (S. 104), was angesichts des Aufwandes der häufig in Einzelanfertigung und mit planerischer und technischer Eigenleistung hergestellten Konstruktionen sowie wegen der zumeist implizierten Mobilität nicht verwundert. Das Wohnen in ortsfesten, mehrgeschossigen Mehrparteihäusern, das bei der Verwendung entsprechender Baustoffe und Beschränkung der Wohnflächen je Haushalt ökologisch sicherlich nachhaltiger ist, wird bezeichnenderweise nicht als Alternative diskutiert. Tiny-Houses stehen nämlich eher in der Tradition des klassischen bürgerlichen (!) Einfamilienhauses, das ein Gebäude mit jeweils eigenen vier Wänden und eigenem Dach je Haushalt vorsieht.

Da es Maile in erster Linie darum geht festzustellen, was Tiny-House-Bewohner:innen zum Wohnflächenverzicht motiviert und inwiefern sie sich als eine systemkritisch eingestellte Gegenbewegung zur vorherrschenden Konsumgesellschaft verstehen, bleibt der in Tiny Houses gelebte Wohnalltag und damit die tatsächliche Umsetzung dieses Anspruchs im konkreten „Umgang mit Dingen“ (S. 16) völlig unerforscht. Wie die Grundrisse und die Ausstattung der Mikrohäuser aussehen, bleibt ebenso offen wie die Frage, wie es sich auf maximal 45 Quadratmetern wohnt – bei Sonne, bei Regen, bei Schnee, bei Besuch, bei Krankheit, bei innerhäuslichem Streit und ganz normal. Doch Maile sind die Grenzen ihrer trotzdem lesenswerten Arbeit durchaus bewusst. So weist sie selbst auf ihr sehr kleines Sample und die sich daraus ergebende Gefahr allzu gleichförmiger Ergebnisse hin (S. 108). Letztlich scheint es ein Problem des Formats Masterarbeit zu sein, dessen zeitliche wie seitenmäßige Beschränkung nicht die Beantwortung aller Fragen zulässt, zumal wenn die theoretische Grundlegung einschließlich Einleitung, Forschungsstand und Methodenbeschreibung schon die Hälfte des Seitenumfanges ausmacht. Es ist demnach Maile unbedingt beizupflichten, wenn sie zur weiteren Erforschung des Tiny-House-Wohnens aufruft. Im Übrigen hätte dem schlanken, also tiny Buch eine reichhaltigere Bebilderung sowie eine etwas größere Schrifttype gutgetan, was indes nicht zur ressourcenschonenden Seitenreduzierung beigetragen hätte.

Michael Schimek, Cloppenburg  
<https://doi.org/10.31244/rwz/2021/41>